

Christine Bischoff, Karoline Oehme-Jüngling, Walter Leimgruber (Hrsg.)

Stefan Bauernschmidt, Werner Bellwald, Christine Bischoff, Fritz Böhrer, Miriam Cohn,
Florian von Dobeneck, Sandra Eckardt, Eva-Christina Edinger, Simone Egger, Francesca Falk, Esther Gajek,
Monika Götzö, Cornelia Helfferich, Melanie Keding, Oliver Kiefl, Gertraud Koch, Walter Leimgruber,
Eva-Maria Lerche, Anna Lipphardt, Michel Massmünster, Nora Mathys, Ina Merkel, Sebastian Mohr, Gabriela Muri,
Torsten Näser, Karoline Oehme-Jüngling, Jacques Picard, Martin Reinhart, Pierrine Saini, Simone Sattler,
Thomas Schärer, Klaus Schriewer, Marketa Spiritova, Andrea Vetter, Roman Vitt, Markus Walz, Laura Wehr,
Carmen Weith, Jens Wietschorke, Sabine Zinn-Thomas

Methoden der Kulturanthropologie

Haupt Verlag

Statusunterschiede im Forschungsprozess

von Florian von Dobeneck und Sabine Zinn-Thomas

Begegnungen im Forschungsprozess, vor allem der Zugang zum Feld und Erstkontakte mit Gesprächspartner_innen, sind maßgeblich geprägt vom Verhältnis der Akteur_innen zueinander. Wie andere Alltagsinteraktionen werden auch diese durch den ökonomischen, kulturellen und sozialen Hintergrund und dem damit verbundenen Status der Akteur_innen bestimmt.

 Der Begriff **Statusunterschied** bezieht sich auf die unterschiedliche Stellung des Einzelnen in der Gesellschaft. Statusunterschiede basieren u. a. auf einer individuell unterschiedlichen Wahrnehmung von Ungleichheit im Hinblick auf das ökonomische, soziale und kulturelle Kapital.¹

Wurde in der einschlägigen Literatur oftmals davon ausgegangen, dass Forscher_innen im Feld in erster Linie auf sozial niedriger gestellte Personen als Gesprächspartner_innen treffen (Research Down)², ist man heute anderer Auffassung.³ Das Gegenüber kann sich, je nach Kontext, im Vergleich zum Forschenden in einer sozial und/oder ökonomisch überlegeneren Position (Research Up) oder zumindest auf gleicher Augenhöhe (Study Sideways bzw. Research on Equal Terms) befinden (→ Litbox Warneken, Wittel, S. 6).

Research Up, Research Down, Studying Sideways

Als tradierte «Wissenschaft der kleinen Leute» ist in der Kulturanthropologie das sogenannte Studying oder Research Down verbreitet. Mit Study Up war in der Ethnologie die Forderung gemeint, nicht mehr nur unter Men-

schen zu forschen, die weniger «zivilisiert» und informiert seien als die Ethnolog_innen selber, sondern auch unter Höhergestellten (→ Litbox Nader; Hertz, Imber). Ulf Hannerz spricht im Rahmen seiner Untersuchung international tätiger Journalist_innen aufgrund der Vergleichbarkeit ihrer Tätigkeit mit jener von Anthropolog_innen und den daraus resultierenden ähnlichen Erfahrungen von einem Study Sideways.⁴

Unser Fokus liegt in diesem Beitrag auf Forschungsstrategien möglichst großer Annäherung an «sozial Bessergestellte», «Privilegierte» und «Expert_innen».

 Der Begriff **Expertin/Experte** bezieht sich an dieser Stelle auf Funktionsträger_innen (z. B. Bürgermeister_innen, Lehrer_innen, Ärzt_innen, Vorsitzende), deren Expert_innenstatus auf ihre Tätigkeiten und ihr Wissen in bestimmten Kontexten und Institutionen zurückgeführt werden kann und die dem Forscher ihr Fachwissen vermitteln. Auch in Research-Down-Situationen wird den Gesprächspartner_innen oftmals ein Expert_innenstatus zugewiesen, indem sie als Expert_innen ihres Alltags gelten. Dies soll dazu beitragen, dass sich Interviewende und Interviewte gegenseitig akzeptieren und anerkennen.

Forschungen in Gruppen, die als «höherrangig» identifiziert werden, können die Forscher_innen vor Herausforderungen stellen, die mit dem Zugang zum Feld, dem Zeitbudget der Gesprächspartner_innen, dem finanziellen Rahmen der Forscher_innen und der Gesprächssituation zusammenhängen. In anderen Forschungskontexten können sich teilweise dieselben Probleme ergeben. Darum unterscheiden sich die Möglichkeiten des Zugangs zum Feld und der Interaktionen nicht grundsätzlich. Sie differieren unter Umständen aber aufgrund unterschiedlicher Kodes und Konventionen sowie in der Frage, wie man den Zugang gestaltet und an wen man Forschungsanfragen richtet. Daraus können sich neue Herausforderungen und Ängste ergeben, die vor allem das Infragestellen der ethnografischen Autorität und Positionierung – das heißt: Machtverhältnisse im Feldforschungsprozess, Loyalitätskonflikte sowie Probleme der Legitimierung der Feldforschung – betreffen (→ Litbox Warneken, Wittel).

In diesem Beitrag soll anhand von Beispielen, in denen es Forscher_innen mit «höherrangigen» Gesprächspartner_innen zu tun haben – wie etwa Bürgermeister_innen, Politiker_innen, Funktionär_innen, Manager_innen und sonstigen Expert_innen –, gezeigt werden, wie der Zugang zum Feld gestaltet und die damit einhergehende Gesprächssituation entwickelt werden kann. Wir schildern, wie über Gatekeeper_innen und «Schneeballsysteme» der Zugang zum Feld vereinfacht wer-

1 Die hier genannten Kapitalsorten gehen auf das Konzept von Pierre Bourdieu zurück. Nach ihm entscheiden die Kapitalsorten über die Stellung des Individuums in der Gesellschaft und die Platzierung im sozialen Raum. Vgl. Pierre Bourdieu: Ökonomisches, kulturelles, soziales Kapital. In: Reinhard Kreckel (Hg.): Soziale Ungleichheiten. Göttingen 1983, S. 183–198.

2 Vgl. Utz Jeggle: Verständigungsschwierigkeiten im Feld. In: Ders. (Hg.): Feldforschung. Qualitative Methoden in der Kulturanalyse. Tübingen 1984, S. 93–112, hier S. 102.

3 Vgl. Wolfgang Kaschuba: Einführung in die Europäische Ethnologie. München 2006³, S. 20–21.

4 Vgl. Ulf Hannerz: Foreign News. Exploring the World Correspondents. Chicago, London 2004, S. 3.

den kann, erläutern Aspekte des Beziehungsaufbaus, beschreiben Beobachtungs- und Gesprächsmethoden und reflektieren die Herausforderungen, die sich aus der «Teilnahme an den alltäglichen Lebenszusammenhängen der Beforschten»⁵ ergeben können. Darüber hinaus werden wir auch auf selbstreflexive Anerkennungs- oder Selbstbewusstseinsprobleme eingehen, ohne deren Berücksichtigung eine adäquate Wahl des Zugangs und der Erhebungsmethoden nicht zu gewährleisten ist.

Die hier genannten Methoden und Überlegungen illustrieren wir an zwei Beispielen aus unserer Forschungspraxis: 1. einer Untersuchung deutscher Expatriates⁶ in São Paulo (Brasilien) sowie 2. einer Studie zu einer Kommune mit ca. 3000 Einwohner_innen im Hunsrück (Deutschland), bei der Interviews mit Expert_innen geführt wurden.⁷

1 Feldzugang und Erstkontakte

Beim Feldzugang und vor allem bei den Erstkontakten kommt es sehr häufig zu Störungen. Selten verläuft der Zugang so, wie er geplant wurde. Störungen und Misserfolge liefern jedoch häufig den größten Erkenntnisgewinn. Wichtig ist, sie nicht zu übergehen, sondern sie zu beachten und im Kontext zu interpretieren. Gewisse Schwierigkeiten des Zugangs können jedoch im Voraus antizipiert und darum minimiert werden. So sind beispielsweise offizielle Forschungsanfragen bei größeren Organisationen, Firmen, Verbänden oder anderen stark kohärenten oder geschlossenen Gruppen oftmals wenig Erfolg versprechend. Ist der Zugang über offizielle Ansprechpartner_innen einmal gescheitert, ist es fast unmöglich, doch noch Zugang zu bekommen. Darum empfiehlt es sich, in vielen Fällen von vornherein den persönlichen Zugang über Menschen zu finden, die gewillt sind, Einblicke zu geben. Nicht nur für den Zugang, sondern auch für das weitere Vorgehen und den Erkenntnisgewinn ist es wichtig, Personen zu kennen oder kennenzulernen, die als Gatekeeper_innen (Türöffner_innen) fungieren und sich mit den entsprechenden Kodes und Konventionen auskennen. Aus diesem Grund

5 Klaus Leggewie: Beobachtungsverfahren. In: Uwe Flick (Hg.): Handbuch Qualitative Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen. Weinheim 1995, S. 189–208, hier S. 189.

6 Mit Expatriates sind (in diesem Fall: deutsche) Firmenentsandte, Diplomat_innen, Lehrer_innen und sonstige Mitarbeiter_innen (deutscher) Institutionen gemeint, die für einige Jahre im Ausland arbeiten.

7 Bei (1.) der Untersuchung deutscher Expatriates handelte es sich um das Dissertationsprojekt von Florian von Dobreneck. Vgl. Florian von Dobreneck: Mobile Eliten. Deutsche Entsandte und ihre Familien in São Paulo. Marburg 2010. Bei (2.) der Untersuchung im Hunsrück handelt es sich um das Habilitationsprojekt von Sabine Zinn-Thomas: Freunde vor Ort. Selbstbild und regionale Identität im Integrationsprozess. Eine Studie im Hunsrück. Bielefeld 2010

ist es entscheidend, im Vorfeld zu überlegen, wer als Gatekeeper in Betracht kommt beziehungsweise sich für diese Funktion eignet.



Gatekeeper sind Personen, mit deren Hilfe die Forschenden Zugang zum Feld erhalten. Sie fungieren als Multiplikatoren, da sie sich selber als offene Gesprächspartner_innen anbieten, den Forschenden relevante Personen vorstellen, Kontakte vermitteln (bspw. Telefonnummern, Mailadressen) und als Referenz dienen. Der Begriff «Gatekeeper» wird in der deutschen Sprache oft mit «Türöffner_innen» übersetzt; obwohl diese zugleich in der Lage sind, Türen zu schließen, das heißt: Forschung zu kontrollieren und einzuengen (→ Beitrag Bauernschmidt, S. 415).

Zugang können je nach Forschungskontext beispielsweise Bürgermeister_innen, Vereinsvorsitzende, Manager_innen sowie generell Personen ermöglichen, denen innerhalb einer Gruppe eine zentrale Position zugeschrieben wird und die in der Lage sind, die Forschenden an weitere forschungsrelevante Personen zu vermitteln. Gatekeeper fungieren damit als Multiplikatoren. Im Kontakt mit ihnen geht es nicht nur darum, sich Zugang zu verschaffen, sondern auch Hinweise und Tipps zu erhalten, um dadurch mit dem Feld bekannt zu werden. Darüber hinaus dienen sie den Forschenden als Referenz. Sie bürgen gewissermaßen für sie, fungieren als Leumund, indem sie durch ihre Weitervermittlung auch eine Empfehlung aussprechen und die Forschenden somit als vertrauenswürdig einstufen.

So etwa in der Expatriate-Forschung: Über die freie Mitarbeit in einem Beratungsunternehmen hatte ich (FD) bereits während des Studiums Kontakte mit dem Mitarbeiter eines Automobilkonzerns (mein Gatekeeper) geknüpft. Im Zusammenhang mit meinem auf das Studium folgenden Dissertationsprojekt, das die Untersuchung einer Expatriate-Community im Ausland zum Gegenstand haben sollte, erwies sich der Kontakt als äußerst hilfreich, da besagter Mitarbeiter für einige Jahre von seinem Arbeitgeber in Deutschland in eine Auslandsniederlassung in São Paulo (Brasilien) entsandt wurde. Nach gemeinsamer Absprache bewarb ich mich auf eine Praktikumsstelle in seiner Abteilung, um so einen ersten Zugang zu meinem potenziellen Forschungsfeld zu bekommen. Das Vorgehen erwies sich aus zwei Gründen als erfolgreich: Zum einen ergaben sich durch das Praktikum viele weitere Kontakte, da dort viele deutsche Entsandte arbeiteten und sich über diese auch der Zugang zur deutschen Expatriate-Community in São Paulo ergab. Zum anderen musste ich keinen offiziellen Forschungsantrag an den Konzern stellen. Ich informierte lediglich meinen Gatekeeper, seine Mitarbeiter_innen und seinen Chef sowie alle Gesprächspartner_innen über mein Forschungsvorhaben. Damit orientierte ich mich an folgender Warnung Stephan Wolffs:

«Der Versuch, von welcher Seite auch immer, völlige Transparenz anzubieten (etwa ganze Forschungsanträge zu überreichen) oder einzuklagen (z. B. ganz genau über alle Details des Forschungsplanes Auskunft zu verlangen), [wäre] ein sicherer Weg, Forschung *nicht* in Gang kommen zu lassen.»⁸

2 Schneeballsystem und theoretisches Sampling

Ist über den Gatekeeper der Zugang zum Feld erreicht, ergeben sich häufig weitere Kontakte durch ein Schneeballsystem. Problematisch ist hierbei, dass die Forschenden aufgrund ihrer Fragestellungen die zu untersuchende Gruppe eventuell anders definieren als die Gruppe sich selbst. So führt das Schneeballprinzip vor allem bei kohärenten, geschlossenen Gruppen dazu, dass Forschende wieder auf Gesprächspartner_innen treffen, die denselben sozialen Netzwerken angehören. Während in der quantitativen Sozialforschung die Auswahl einer Stichprobe nie nach dem Schneeballprinzip erfolgt, ist es in qualitativ forschenden Disziplinen wie der Kulturanthropologie ein probates Mittel der Kontaktaufnahme, das jedoch stets der Kontrolle und Reflexion durch die Forschenden bedarf. Dies gelingt, indem neue Gesprächspartner_innen nicht nach dem Zufallsprinzip, sondern aufgrund des Erkenntnisinteresses der Forschenden ausgesucht werden (theoretisches Sampling).



Unter **Schneeballsystem** verstehen wir ein Multiplikatorensystem der Kontaktvermittlung. Es kommt zustande, wenn Forschende durch ihre Gatekeeper weitere Personen kennenlernen, die sie befragen können, und ein Netz an Kontakten aufgebaut wird. Hierdurch kann der Kreis der Befragten und Beobachteten automatisch schnell vergrößern.

Wir haben die Erfahrung gemacht, dass es sich als schwierig gestalten kann, den Kreis der Untersuchten im Sinne eines theoretischen Samples nach eigenen Vorstellungen zu erweitern beziehungsweise zu komplettieren. Je kohärenter eine Gruppe ist, desto eher bestimmt sie die Wahl neuer Gesprächspartner_innen und desto weniger gelingt es, Kontakte außerhalb dieser Gruppe zu knüpfen.

⁸ Stephan Wolff: Wege ins Feld und ihre Varianten. In: Uwe Flick u. a. (Hg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Hamburg 2000, S. 334–349, hier S. 346.



Unter **theoretischem Sampling** wird in den Sozialwissenschaften eine Auswahl der zu untersuchenden Fälle im Sinne forschungsleitender Fragestellungen und der zu entwickelnden Theorie bezeichnet. Das Ziel besteht darin, möglichst heterogene Fälle zu finden, das heißt neue Informationen zu erhalten, die im Sinne der zu entwickelnden Theorie relevant sind, indem sie Besonderheiten und Kontraste aufweisen. Erst wenn Forschende keine neuen Informationen mehr erhalten, ist eine sogenannte theoretische Sättigung erreicht (→ Beitrag Götzö, S. 444).

Beispielsweise gelang es während des ersten Forschungsaufenthalts in São Paulo, der als explorative Phase angesehen werden kann, im Sinne des Schneeballsystems, eine Handvoll Personen kennenzulernen, über die in der Folge weitere Bekanntschaften entstanden. Ich (FD) wurde deutschen Kolleg_innen weiterempfohlen, lernte deren Familien kennen und kam hierüber auch mit Entsandten anderer Unternehmen und mit Mitarbeiter_innen deutscher Einrichtungen in Kontakt. Dadurch gelang es, zahlreiche Kontakte mit Gesprächspartner_innen bis hin zu Werkleitern aufzunehmen. Da mir immer häufiger bereits bekannte Personen als weitere Gesprächspartner_innen empfohlen wurden, war offensichtlich, dass ich zumindest den Kern einer gewissen Expatriate-Community kennengelernt hatte. Dabei handelte es sich vorwiegend um Firmenentsandte mit Familie, was jedoch nicht im Sinne meiner Fragestellung war.

Um die Gruppe der Befragten vor dem Hintergrund meiner theoretischen Überlegungen und Fragestellungen zu komplettieren, suchte ich weiterhin selber nach Gesprächspartner_innen, insbesondere nach Expatriates ohne Familie und ohne deutsche Partner_innen sowie nach Diplomat_innen und Entsandten, die in Bildungsinstitutionen arbeiteten und damit auch anderen sozialen Netzwerken angehörten. Hierdurch konnte ich vielfältige Fälle in meiner Analyse eruieren und der Gefahr der Lenkung durch eigene Vorverständnisse und durch Dritte entgegenwirken. Die Kontaktaufnahme gelang über deutschsprachige Institutionen und Vereine, wobei ich auch hier keine offiziellen Anfragen stellte, sondern Veranstaltungen besuchte und persönlich vorstellig wurde.

3 Terminfindung

Beruflich stark eingebundene Gesprächspartner_innen sind häufig nicht dazu bereit, externen Personen wie etwa Wissenschaftler_innen überhaupt oder viel Zeit für ein Gespräch einzuräumen. So ergaben sich im Vorlauf von Interviews beziehungsweise Gesprächen mit einigen Manager_innen Hindernisse aufgrund der Terminfindung

und des für die Gespräche eingeräumten zeitlichen Umfangs (→ Litbox Thomas, S. 87). Viele Gespräche dauerten nicht länger als eine Stunde. Hierbei handelte es sich um eine Zeiteinheit, die mit sehr wenigen Ausnahmen alle Berufstätigen bereit waren zu opfern. In einigen Fällen beschränkten sich die Gespräche aufgrund von Terminverschiebungen aber auch nur auf eine halbe Stunde.

Der Faktor Zeit kann hierbei als ein Machtinstrument gedeutet werden, womit die Gesprächspartner_innen ihrem Gegenüber dessen Bedeutung und Status signalisieren. Wir haben dabei zwar einerseits die Erfahrung gemacht, dass ein vorgeschobenes oder tatsächliches knappes Zeitbudget, welches die Gesprächspartner_innen von vornherein zum Ausdruck brachten, einen Einfluss auf den Umgang miteinander und auf die Gesprächssituation nehmen kann. Andererseits kann aber auch die Bereitschaft zu einem kurzen Gespräch weitere Gespräche zur Folge haben, wenn das Interesse der Gesprächspartner_innen geweckt werden konnte.

Häufig dauerte es lange, bis ich (FD) die Zusage zu einem Gesprächstermin mit einem Expatriate in São Paulo erhielt. Im Anschluss erwies sich die Realisierung weiterer Gespräche mit derselben Person jedoch als einfacher, und die Befragten nahmen sich deutlich mehr Zeit.

4 Eingeschränkte Mobilitäten

Mit Mobilitäten im Plural meinen wir hier in erster Linie räumliche Bewegung in Abhängigkeit von sozialen und damit auch ökonomischen Herausforderungen, welche die «Teilnahme an den alltäglichen Lebenszusammenhängen der Beforschten»⁹ erschweren können. Gegebenenfalls müssen Forschende auf teilnehmende Beobachtungen verzichten, wenn diese mit kostspieligen Ausflügen, Restaurantbesuchen oder sonstigen Veranstaltungen verbunden sind.

Statusunterschiede aufgrund von Einkommensdifferenzen werden in derartigen Situationen besonders deutlich. So pflegten etwa die Befragten in São Paulo einen Lebensstil, der meinen (FD) finanziellen Rahmen sprengte. Hin und wieder war ich allerdings auf gewisse Zugeständnisse an die Gewohnheiten meiner Befragten angewiesen. Während sich diese etwa wegen der großen Ausdehnung der Stadt und aus Sicherheitsgründen kaum zu Fuß oder mit öffentlichen Verkehrsmitteln fortbewegten, blieb mir aus finanziellen Gründen nichts anderes übrig. Da dies jedoch nicht dem Habitus der Gesprächspartner_innen entsprach und diese sich, wenn ich von meiner Anreise

9 Leggewie: Beobachtungsverfahren, S. 189.

erzählte, teilweise schockiert zeigten, stimmte ich zu, wenn mir für den Heimweg ein Taxi gerufen wurde. Um Geld zu sparen, stieg ich jedoch meist nach kurzer Strecke wieder in öffentliche Verkehrsmittel um. Auf diese Weise gelang es, meine Akzeptanz bei den Gesprächspartner_innen zu wahren und so nach Lindner «erwünschte Reaktionen zu stimulieren und unerwünschte Reaktionen auf ein Minimum herabzusetzen».¹⁰

Es kann sich aus ökonomischen Gründen auch als unmöglich gestalten, Menschen, die viel unterwegs sind, physisch zu folgen. Daher sind der von Marcus in seiner *Multisited Ethnography* geforderten methodologischen Strategie des «Follow the People» (→ Litbox Marcus), die auch Welz in ihren konzeptionellen Überlegungen zu den «Moving Targets» beachtet, Grenzen gesetzt.¹¹



George Marcus wies mit seiner Konzeption der **Multi-Sited Ethnography** darauf hin, dass Forschung im Zuge der Globalisierung viel-perspektivisch und viel-örtlich sein soll. Entscheidend sind dabei nicht die Orte an sich, sondern die Verbindungen und Bewegungen zwischen ihnen. Untersuchungsfelder sind Migrationswege, Kommunikationskanäle und Handelsbeziehungen, die Konfliktpotenzial und Kontaktmöglichkeiten gleichermaßen darstellen.

Die Aufforderung, Zirkulationsprozessen von Dingen, beispielsweise Waren, nachzugehen, Zeichen und Symbolen nachzuspüren, Erzählungen und Geschichten als Ausgangspunkt für ein ethnografisches Forschungsprojekt zu verwenden, Biografien entlang verschiedener Orte sowie auftretende Konflikte zu verfolgen, führte in den letzten zehn Jahren zu weiteren Auseinandersetzungen mit der Frage nach den Anforderungen einer kosmopolitischen Ethnografie, die ihren mobilen Informant_innen folgt.

Während der Untersuchung von Expatriates in São Paulo konnte ich (FD) mich aus finanziellen Gründen nicht unbegrenzt vor Ort, also im Feld aufhalten. Deshalb war ich in der Zeit von 2006 bis 2009 insgesamt nur ein gutes Jahr in Brasilien. Es erwies sich als große Herausforderung, in den Zwischenzeiten von Deutschland aus, den Kontakt zur Expatriate-Community in São Paulo zu erhalten. Dies gelang über internetbasierte Kommunikationsmedien, vor allem über E-Mail und Skype (→ Beitrag Koch, S. 367).

10 Rolf Lindner: Die Angst des Forschers vor dem Feld. In: Zeitschrift für Volkskunde 77 (1981), S. 51–66, hier S. 55.

11 Vgl. Gisela Welz: Moving Targets. Feldforschung unter Mobilitätsdruck. In: Zeitschrift für Volkskunde 94 (1998) S. 177–134.

5 Paternalismuseffekte

Neben dem Zugang zum Feld spiegeln sich hierarchische Strukturen und Statusunterschiede auch in der Gesprächssituation wider und beeinflussen den Gesprächsverlauf. Da diese wichtige Erkenntnisse über die zu untersuchenden Personen liefern können, sollten sie nie übergangen, sondern stets reflektiert und produktiv genutzt werden.

 Unter **Paternalismuseffekten** werden mit Bezug auf Expert_inneninterviews, Situationen verstanden, in denen die Befragten «väterliche Positionen» einnehmen. Gemeint ist, dass die Gesprächspartner_innen die Gesprächsführung übernehmen, Inhalte steuern und damit die Forschung in die eigene Hand nehmen, dabei aber gleichzeitig den Forschenden und der Forschung zugetan bleiben oder erscheinen. Gründe für Paternalismuseffekte können Alters- und Statusunterschiede sein.¹²

Während des Gesprächs kann es zu zahlreichen kleineren «Attacken» kommen, die den Forschenden immer wieder ihren Status verdeutlichen sollen. Eventuell wird die wissenschaftliche Tätigkeit oder gar die forschende Person selbst in Frage gestellt. Oder aber die Gesprächspartner_innen brillieren rhetorisch, unterbrechen die Interviewenden oder schneiden ihnen gar das Wort ab (→ Litbox Warneken, Wittel, S. 6). Derartiges kann zu Gefühlen intellektueller Unterlegenheit bei den Forschenden führen.¹³

Dies deckt sich auch mit Erfahrungen aus meinem (SZT) Forschungsprojekt in einer Gemeinde im Hunsrück. Eines der ersten Gespräche, die ich damals vor Ort führte, war jenes mit dem langjährigen ehemaligen Bürgermeister der Gemeinde. In diesem Gespräch ging es zunächst um seine Erinnerungen an die Zeit des Zusammenlebens mit den amerikanischen Soldat_innen nach dem Zweiten Weltkrieg und dann um seine Erfahrungen, Erwartungen und Vorstellungen vom Zusammenleben mit den Russlanddeutschen, die aktuell in der Gemeinde leben. Bereits bei der Begrüßung wurde schnell deutlich, dass mein Informant von Anfang an den Gesprächsverlauf bestimmen würde. Er sprach mich mit «junge Frau» an und wies mir durch die Bezugnahme auf mein Alter und Geschlecht eine ihm von vornherein untergeordnete Posi-

12 Vgl. Berthold Vogel: «Wenn der Eisberg zu schmelzen beginnt...» Einige Reflexionen über den Stellenwert und die Probleme der Experteninterviews in der Praxis der empirischen Sozialforschung. In: Christian Brinkmann, Axel Deeke, Brigitte Völkel (Hg.): Experteninterviews in der Arbeitsmarktforschung. Diskussionsbeiträge zu methodischen Fragen und praktischen Erfahrungen. Nürnberg 1995, S. 73–84, hier S. 80.

13 Zum «Paternalismuseffekt» vgl. Berthold Vogel: «Wenn der Eisberg zu schmelzen beginnt...», S. 80; → Litbox Pfadenhauer, S. 113; Warneken, Wittel, S. 2.

tion zu. Dies bekräftigte er anschließend, indem er mir die Verhältnisse im Hunsrück beziehungsweise «in der Welt» erklärte. Hierzu eine Notiz aus meinem Feldtagebuch:

Herr MI geht mir total auf den Geist mit seiner herablassenden Art; zudem gibt er mir dauernd zu verstehen, wie gut er die Verhältnisse auf dem Hunsrück kennt, dass er weiß, was sonst noch so auch auf «höherer Ebene» geredet wird und was so läuft. Für ihn ist der Umgang miteinander durch «give and take» geregelt. So wie «tust du mir nix, tue ich dir nix, gibst du mir was, geb' ich dir was» usw. Auf diese Balance kommt es wohl an, und wenn die aus dem Gleichgewicht gerät, dann gibt es halt Probleme. So stellt es sich für ihn dar, und zwar nicht nur auf dem Hunsrück, sondern überall.¹⁴

Sicher war: Mein Interviewpartner hatte die Deutungshoheit inne und das, wovon er erzählte, basierte – anders als bei mir – auf persönlicher Erfahrung. Daneben markierten weitere Aspekte den Statusunterschied zwischen mir als Forscherin und ihm als Informanten: der Altersunterschied, die damit verbundene größere Lebenserfahrung, das Geschlecht sowie der etablierte Habitus (er hatte ein bedeutendes Amt bekleidet und viel erreicht; hatte Familie und Besitz).

Sein Einstieg brachte mich gleich zu Beginn unseres Gesprächs in die Defensive: *Ich habe mich über Sie im Internet schlau gemacht. Was wollen Sie denn hier forschen? Bislang haben Sie sich doch mit anderem beschäftigt?*¹⁵ Obwohl ich mich entsprechend vorgestellt hatte, wurde im Gespräch deutlich, dass er mich der Gruppe der Journalist_innen zuordnete, die zu dieser Zeit fast täglich Interviewanfragen an ihn stellten oder Gesprächspartner_innen suchten, um mehr über das Zusammenleben von Einheimischen mit Russlanddeutschen zu erfahren. Der Abzug der Amerikaner nach dem Fall des «Eisernen Vorhangs» und der anschließende Zuzug russlanddeutscher Aussiedler_innen Mitte der 1990er-Jahre in die Dörfer rund um den Flughafen Hahn weckten das Medieninteresse. Der ländliche Raum, dessen Bewohner_innen oftmals eine latente Fremdenfeindlichkeit unterstellt wurde, schien nicht besonders prädestiniert zu sein für eine erfolgreiche Integration. Umso mehr waren viele überrascht, dass es im Hunsrück offenbar keine größeren Probleme im Zusammenleben mit den zugezogenen Aussiedler_innen gab.

Die Interviewsituation ähnelte von vornherein einer Audienzsituation (→ Litbox Warneken, Wittel, S. 7): Das Gespräch begann nicht mit Fragen meinerseits, sondern wurde zunächst vom Befragten und seinem Monolog dominiert. Dabei wurde deut-

14 Feldtagebuch Sabine Zinn-Thomas vom 17. August 2000.

15 Interview mit Herrn MI, 70 Jahre, verheiratet, evangelische Konfessionszugehörigkeit. Er engagierte sich lange Jahre beruflich für die Gemeinde Sohren. Gespräch vom 17. August 2000.

lich, dass mein Gesprächspartner seine Sicht der Dinge klarstellen wollte. Es ging dem Alt-Bürgermeister primär darum, mir politisch korrekt zu vermitteln, wie vor Ort das Zusammenleben mit unterschiedlichen Gruppen von Fremden gesehen und wie damit umgegangen wird. Entscheidend für ihn war, dass ein möglichst positiver Eindruck von den Verhältnissen vor Ort bei mir evoziert wurde. Nicht erwünscht waren Fragen nach Problemen oder Schwierigkeiten. Diese wurden meistens dadurch abgewehrt, dass auf die eigene Tüchtigkeit und Souveränität verwiesen wurde. Mir gelang es bei unserem ersten Gespräch daher kaum, zu meinem Gesprächspartner durchzudringen, das heißt, etwas zu erfahren, was noch nicht in der Medienberichterstattung Erwähnung gefunden hatte und somit neue Erkenntnisse zutage hätte fördern können.

Dennoch ist es möglich, dass sich bei mehrmaligen Gesprächen mit denselben Gesprächspartner_innen und dem zunehmenden Aufbau von Vertrauen die Paternalismuseffekte abschwächen oder ganz verschwinden. So gestalteten sich die weiteren Gespräche mit dem Alt-Bürgermeister deutlich angenehmer, unter anderem deshalb, weil ich durch meine häufige Präsenz vor Ort und mein anhaltendes Interesse deutlich machen konnte, dass ich an einem (vor)schnellen und oberflächlichen Eindruck nicht interessiert war. Dadurch wurde ich weniger als Journalistin wahrgenommen und war als Gesprächspartnerin und sogar Ratgeberin gefragt. Für den Forschungsprozess ist es daher wichtig, es möglichst nicht bei einem einmaligen Gespräch zu belassen. Denn auch vor dem Hintergrund von tatsächlichen oder nur wahrgenommenen Statusunterschieden kann nicht ausgeschlossen werden, dass nicht nur die Forschenden Ängste und Vorbehalte gegenüber ihrem Feld entwickeln, sondern auch die Beforschten sich in einer für sie nicht immer einschätzbaren Gesprächs- oder gar Befragungssituation zu Dominanzverhalten herausgefordert fühlen.

Generell sollten Gespräche immer als eine Art «construction site of knowledge»¹⁶, das heißt, als eine Wissensbaustelle gesehen werden. Dabei geht es nicht nur um den Einfluss der Befragten, sondern auch darum, dass die Forschenden stets ihren Einfluss auf die Interviewten reflektieren müssen. Gespräche können darum teilweise auch als ausgehandelter Text betrachtet werden.¹⁷



Sie führen ein kleines Forschungsprojekt durch, bei dem es um Repräsentationen des Regionalen und um regionale/lokale Identitätskonstruktionen geht. Konkret wollen Sie in Erfahrung bringen, inwiefern das bürgerschaftliche Engagement (Corporate Citizenship) eines mittelständischen Unternehmens eine Rolle für die Bür-

16 Kvale Steinar: Interviews. An Introduction to Qualitative Research Interviewing. Thousand Oaks 1996, S. 2.

17 Vgl. Andrea Fontana, James Frey: The Interview: From Structured Questions to Negotiated Text. In: Norman Denzinger, Yvonna Lincoln (Hg.): Handbook of Qualitative Research. Thousand Oaks 2000, S. 645–672, hier S. 650.

ger_innen einer Region spielt. Ihre Fragen konzentrieren sich also darauf, inwiefern das Unternehmen mit der Region in Verbindung gebracht wird und damit möglicherweise Teil einer regionalen/lokalen Identitätskonstruktion ist.

Halten Sie fest, welche Arbeitsschritte notwendig sind: Informieren Sie sich im Vorfeld über die Struktur des Unternehmens. Beobachten Sie, wie in den Medien und vor Ort über das Unternehmen berichtet und gesprochen wird.

- Erstellen Sie eine Liste mit wichtigen Kontaktpersonen. Neben Gesprächen mit Menschen aus der betreffenden Gemeinde und Region, wollen Sie eventuell auch ein Interview mit dem_der Geschäftsführer_in des Unternehmens oder verschiedenen Dezernent_innen des Landkreises führen.
- Überlegen Sie, wie Sie zu dem Unternehmen Kontakt aufnehmen, das heißt, ob Sie eine offizielle Anfrage an das Unternehmen richten oder über Gatekeeper einen Zugang herstellen können. Bekanntschaften oder die Kontaktaufnahme zu Personen, die vom Unternehmen unterstützte Kultur- oder Sozialprojekte durchführen, wären hierfür geeignet, und Sie hätten im letzteren Fall mindestens eine weitere Person, mit der Sie ein Gespräch führen könnten. So beginnt häufig ein Schneeballsystem. Über dieses bekommen Sie eventuell auch Kontakt zur Unternehmensführung.
- Haben Sie einen Zugang gefunden und Mitarbeiter_innen des Unternehmens erklären sich zu einem vielleicht einstündigen Interview bereit, haben Sie vorerst die größte Hürde hinter sich. Nun sollten Sie sich auf die Gesprächssituation vorbereiten. Wie wollen Sie auftreten? Was wäre förderlich? Wann passen Sie sich zu sehr an? Welche Fragen wollen und welche sollten und «dürfen» Sie stellen? Was ziehen Sie an? Reflektieren Sie gegebenenfalls ihre eigenen Vorurteile und Befangenheiten. Vielleicht gleicht die Interviewsituation einer Audienz und die Aussagen der Befragten sind Werbebotschaften, über die tatsächlichen Einstellungen der Führungsebene erfahren Sie dagegen nichts. Vielleicht begegnet man Ihnen aber auch mit offenen Armen.
- Wählen Sie Erhebungsmethoden, die der Mobilität der Befragten möglichst gerecht werden. Eventuell sind Sie auf eine überdurchschnittliche Nutzung von Kommunikationsmedien angewiesen.

6 Fazit

Zunächst einmal gilt, dass es keine Standardempfehlung für Situationen und Forschungsfelder gibt, in denen man es mit Personen zu tun hat, die nicht über dasselbe, sondern eher über höheres kulturelles, soziales und vor allem ökonomisches Kapital verfügen als man selbst. Denn der Zugang zum Feld und das Gespräch, Interview beziehungsweise die Materialerhebung erfordern immer eine Offenheit und die Bereitschaft, sich auf die Gesprächspartner_innen einzulassen und damit das eigene Kommunikationsverhalten der Situation anzupassen. Dazu zählt auch, dass man die eigene Position als Forscher_in reflektiert: Wie wird man wahrgenommen? Was wird von einem als Forscher_in erwartet? Wird ein gewisser Grad an Anbiederung oder gar Schmeichel-

einheiten erwartet, als Ausdruck des Respekts oder Bestätigung des Statusgefälles?¹⁸ Wie weit ist man bereit zu gehen ohne sich selbst zu verleugnen? Wie «authentisch» darf, kann, muss man sein? Was beeinflusst die Beziehung der Forschenden und Beforschten? Welche Rolle spielen das Geschlecht, eigene (Klischee)Vorstellungen über das Gegenüber und die eigene Herkunft (soziales, kulturelles, ökonomisches Kapital)? Welche Herausforderungen ergeben sich daraus, die die weitere Vorgehensweise und das Ergebnis beeinflussen können?



Strategien zum Umgang mit Statusunterschieden

- Suchen Sie nach vielfältigen Zugängen: über Einzelpersonen, Netzwerke, Organisationen und Vereine u. a.
- Reflektieren Sie Ihre Herkunft, Einstellungen und Vorurteile und lassen Sie sich auf «die anderen» ein.
- Machen Sie sich klar, dass bestimmte Kodes und Konventionen neu sein werden. Stellen Sie darum der Situation angemessene Verständnisfragen.
- Konformität ist Voraussetzung, Überkonformität kann die Begegnungssituation jedoch negativ beeinflussen.
- Transparenz: Wägen Sie die Vor- und Nachteile von offiziellen Anfragen, z. B. an Unternehmen, ab. Gehen Sie dennoch nach der Devise des «informed consent» (Zustimmung der Befragten nach Offenlegung des Forschungsvorhabens) vor.
- «Kontrollieren» Sie gegebenenfalls das «Schneeballsystem» im Sinne eines theoretischen Samplings. Versuchen Sie also, Kontakte vor dem Hintergrund Ihrer theoretischen Überlegungen aufzunehmen und nicht nur Personen zu befragen, die Ihnen empfohlen werden beziehungsweise an die Sie weiterverwiesen werden.
- Dem Paternalismuseffekt könnten Sie natürlich mit eigenem Expertenwissen begegnen, falls Sie sich in der Materie auskennen. Sinnvoller erscheint es, derartige Situationen zu nutzen: Indem man Unwissen und einen Laienstatus offenbart, hat man die Möglichkeit, das Gegenüber zu detaillierten Ausführungen und zur Schilderung eigener Überzeugungen anzuregen.

Für die Reflexion und Interpretation von Situationen, in denen Statusunterschiede spürbar werden, empfiehlt es sich, die eigenen Rückschlüsse beispielsweise im Kreis von Kommiliton_innen kommunikativ zu validieren. Gerade Paternalismuseffekte treten häufiger und deutlicher in Gesprächssituationen zutage, die durch Statusunterschiede geprägt sind, und bringen die Forschenden dadurch in eine untergeordnete Position. Daher ist es nicht nur notwendig, mehrere Gespräche mit ein und derselben Person zu führen, sondern auch deutlich zu machen, dass man ein «ehrliches Interesse» hat und an einem längerfristigen Austausch interessiert ist. Research-Up-Situationen

fordern daher einen anderen Umgang als vergleichbare Research-Down-Situationen. In diesem Zusammenhang ist es auch empfehlenswert, darüber nachzudenken, welches Interesse der/die andere an dem Gespräch haben könnte: Warum redet er/sie überhaupt mit mir? Handelt es sich bei ihm/ihr um Expert_innen, die hoffen, auch außerhalb des gewohnten Kreises Gehör zu finden? Soll man manipuliert oder gar für etwas instrumentalisiert werden? Ist man Teil einer Strategie und wird zum Anwärter von Problemen gemacht?

Wie sich die «Macht des Feldes» jeweils präsentiert, hängt vom jeweiligen Forschungskontext ab und ist in jedem Fall immer wieder neu zu prüfen. Die geschilderten Vorgehensweisen, Erfahrungen, Methoden und Überlegungen sind daher als exemplarisch anzusehen, sie sind jedoch nicht zu verallgemeinern oder einfach auf jeden beliebigen Kontext übertragbar. Sie sollen in erster Linie der Reflexion eigener Forschungserfahrungen dienen und als Möglichkeiten des Umgangs verstanden werden.



- Gusterson, Hugh: Studying Up Revisited. In: *Political and Legal Anthropology Review* 20 (1997), S. 114–119. [25 Jahre nach dem Plädoyer von Laura Nader regt Hugh Gusterson dazu an, aufgrund der fortgeschrittenen Globalisierung und mit dem bis dato erweiterten theoretischen Rüstzeug «Studying-up» zu betreiben]
- Hertz, Rosanna, Jonathan B. Imber: Fieldwork in Elite Settings. In: *Journal of Contemporary Ethnography* 22 (1993), 1, S. 3–6. [Die Autorinnen diskutieren, inwiefern Forscher erfolgreich Zugang zu «Elite Settings» erlangen und mit welchen ethischen Fragstellungen sie sich während der Forschung und des Schreibprozesses auseinandersetzen]
- Marcus, George E.: Ethnography in/of the World System. The Emergence of Multi-Sited Ethnography. In: *Annual Review of Anthropology* 24 (1995), S. 95–117. [Mit der Multi-Sited Ethnography begründet George E. Marcus einen Gegenentwurf zur konventionellen Single-Site-Research. Es handelt sich um ein methodisches Vorgehen, das der Globalisierung eher gerecht wird, da Forscher_innen den Menschen, den Objekten, den Metaphern, den Lebensgeschichten, dem Plot und den Konflikten folgen]
- Nader, Laura: Up the Anthropologist – Perspectives Gained from Studying Up. In: Dell Hymes (Hg.): *Reinventing Anthropology*. New York 1972, S. 284–311. [Laura Nader plädierte als eine der Ersten dafür, nicht nur Kolonisierte, Arme und Marginalisierte zu untersuchen, sondern auch Kolonisten, Mächtige und Wohlhabende]
- Novak, Andreas: Ein Ethnologe in einem deutschen mittelständischen Unternehmen – Anmerkungen zur Feldforschungs-Ideologie. In: Sabine Helmers (Hg.): *Ethnologie der Arbeitswelt. Beispiele aus europäischen und außereuropäischen Feldern*. Bonn 1993, S. 165–193. [Andreas Novak gehört zu den wenigen Ethnolog_innen, die sich im deutschsprachigen Raum selbstreflexiv mit Unternehmensforschung auseinandergesetzt haben]
- Pfadenhauer, Michaela: Auf gleicher Augenhöhe reden. Das Experteninterview. Ein Gespräch zwischen Experte- und Quasi-Experte. In: Alexander Bogner, Beate Littig, Wolfgang Menz (Hg.): *Das Experteninterview*.

18 Vgl. George E. Marcus: The Uses of Complicity in the Changing Mise-en-Scène of Anthropological Fieldwork. In: *Representations* 59 (1997), S. 85–108, hier S. 100.

Theorie, Methoden, Anwendung. Wiesbaden 2005², S. 113–130. [Mittlerweile finden sich in vielen Methoden-Handbüchern Beschreibungen zum Experteninterview. Michaela Pfadenhauer setzt sich in diesem und anderen Beiträgen mit dem Erkenntnisinteresse, der Gesprächskonstellation und der ethnografischen Einbettung auseinander]

- Thomas, Robert J.: Interviewing Important People in Big Companies. In: *Journal of Contemporary Ethnography* 22 (1993), S. 80–96. [Nach Robert J. Thomas müssen Forschende auf kreative Strategien zurückgreifen, um Zugang zum Feld und Informationen zu bekommen. In dem Aufsatz reflektiert der Autor darum, wie auftauchende Schwierigkeiten überwunden werden können]
- Trinczek, Rainer: Experteninterviews mit Managern. Methodische und methodologische Hintergründe. In: Christian Brinkmann, Axel Deike, Brigitte Völkel (Hg.): *Experteninterviews in der Arbeitsmarktforschung. Diskussionsbeiträge zu methodischen Fragen und praktischen Erfahrungen*. Nürnberg 1995, S. 59–68. [Rainer Trinczek reflektiert Interviewverfahren im Bereich des industriellen Managements. Dabei vertritt er die Auffassung, dass sich Interviewende flexibel an die Regeln alltagsweltlicher Kommunikation im Feld anpassen]
- Warneken, Bernd Jürgen, Andreas Wittel: Die neue Angst vor dem Feld. Ethnographisches research up am Beispiel der Unternehmensforschung. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 93 (1997), S. 1–16. [Mit dem Titel greifen die Autoren Rolf Lindners Ausführungen zur «Angst des Forschers vor dem Feld» auf. Sie schildern eine Reihe möglicher Ängste und Probleme in Research-Up-Situationen. Dazu gehören Unterwerfung, Rache und Paternalismuseffekte]

Körpererfahrung in der Feldforschung

von Sebastian Mohr und Andrea Vetter

«Ist das Wissenschaft? Darf ich mich so sehr einbringen? Sind meine Eindrücke nicht subjektiv?» – diese Fragen stellen sich viele Studierende der Kulturanthropologie während ihres Einführungsseminars in die empirischen Methoden. Bei der ersten Begegnung mit ethnografischen Arbeitsweisen bleiben Irritationen zurück, die auf den Kontext dieser Kurse verweisen: Sowohl in den Medien als auch im universitären Raum ist das Bild von rational agierenden Wissenschaftler_innen dominierend, die aufgeklärt forschen und objektives Wissen zutage fördern. Das Infragestellen von ethnografischen Zugangsweisen und Erkenntnispositionen durch die Studierenden wird so zum Ausdruck eines Verständnisses von Rationalität, in dem Alltagswissen und Wissenschaftswissen getrennt sind. Beide Bereiche als zusammenhängend zu begreifen, sich einer Wissenschaft anzuvertrauen, die diese Trennung als Teil ihrer Methodenlehre aufhebt, kann Unsicherheiten entstehen lassen: Wenn diese Grenze keine ist, welche sicheren Abgrenzungen gibt es dann eigentlich? Ist mein Wissen über die Welt wahr? Gibt es so etwas wie Wahrheit überhaupt? Diese Unsicherheiten sind nicht so einfach beiseite zu schieben, dringen sie doch in das vor, was als erkenntnistheoretisches Fundament bezeichnet werden könnte – die Gewissheit, dass die Welt und man selbst existiert und dass das Wissen, das man von sich und der Welt hat, Wahrheitswert besitzt.

Der Körper der Studierenden ist die zentrale Figur im Erproben der empirischen Methoden und damit auch im Erleben von Unsicherheiten. An ihren Körpern und durch ihre Körper erleben sie bei ersten Versuchen in teilnehmender Beobachtung, bei Interviewsituationen oder auch bei Wahrnehmungsspaziergängen, was es heißt, wenn Grenzen fließend werden und sich auflösen. Mit einem Mal ist der Club am Freitagabend nicht mehr einfach nur der Ort, an dem man sich mit Freund_innen trifft, sondern gleichzeitig auch ein Raum voller schwitzender, Spaß habender, tanzender Menschen, die sich gemäß bestimmter sozialer Codes verhalten und scheinbar einer Choreografie folgen, ein Ort also, der zu einem Forschungsfeld wird, das auf Grundlage von teilnehmender Beobachtung analysiert werden kann. Interviewpartner_innen, die sich aus Online-Bekanntschaften ergeben haben, produzieren nicht nur gesprochenes Datenmaterial, sondern sind vielleicht auch langweilig, unausstehlich oder gar sexuell anziehend. Und das eigene Viertel wird auf einem Wahrnehmungsspaziergang zu einer Welt sinnlicher Vielfalt, die sich nicht so leicht in das Schema von wissenschaftlicher Erkenntnis pressen lässt. Die Überforderung, die viele Studierende in diesen ersten